

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 108 (1982)

Heft: 34

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ilse Frank

Ge(h)zeiten

Nur wer das Wasser kennt, weiß, was ich leide! Nicht den Bach, der durch Wiesen und Auen rinnt. Nicht den Regen, der vom Himmel fällt, sondern die Flüssigkeit, die das Gewebe weitet. Die Quelle mannigfaltiger Beschwerden. Die «Ödem» genannte Erscheinung, die aus Füßen Klumpen und aus Beinen Pfosten macht.

Ich beobachte das Phänomen seit zwanzig Jahren. Treibe intensive Selbststudien. Treffe hin und wieder zufällig eine Schwester im Elend. Mit ihr tausche ich Erfahrungen aus, koordiniere Berichte zum neuesten Pegelstand. Die Gemeinsamkeit des Duldens hilft mir, drei oder vier Liter überflüssigen Safts mit einiger Würde zu tragen.

Es wird mir nämlich durchaus nicht immer leicht, die sich von der Gürtellinie bis zu den Zehenspitzen erstreckenden Reservoirs zu akzeptieren. Besonders im Sommer, bei fünfundzwanzig oder mehr Wärmegraden, schwindet die Bereitschaft, anzu-

nehmen, was mir meine stetige Entwicklung seit der Pubertät beschert hat. – Die Hundstage bringen mich auf den Hund!

Am Anfang einer tropischen Periode halte ich mich für tapfer, ja wohlgenut. Allmählich geht der relative Optimismus jedoch in steigenden Liquiditätsmassen unter. Ich schlepp mich über Stock und Stein, spüre dabei das Gediehen dicker Blasen, vermeide den Blick auf überwucherte Schuhräder und platzende Jeans-Nähte.

Wenn andere, muntere Menschen barfuß durch die Lande laufen, ranke Knie und knackige Waden spazieren führen, verstekke ich meine Gehwerkzeuge in doppelten, gewirkten, gewebten Hüllen. Ich fühle mich einem Elefanten verwandt und würde für die Ähnlichkeit mit dem Klapperstorch einen hohen, je nach Anforderung materiellen oder ideellen Preis bezahlen. Ilse, der Trottoirstampfer! Ilse, das Trampeltier!

Zugegeben: Selbstmitleid ist eine nichtswürdige Regung. Trotzdem überkommt es mich manchmal. Und der Neid auf alle luftleichten Elfchen, die meinen Weg kreuzen, zehrt an der Seele.

Aquatische Höchstwerte lassen meine Garderobe schrumpfen. Mit einer Flachzange gelingt es

mir gerade noch, den Reissverschluss der letzten Hose aus fetten Teenager-Jahren zu ziehen. Der Rest ist Resignation – im besten Fall ein verzweifelter Kampf gegen die zyklischen Stauungen, deren Eigengesetzlichkeit ich noch nicht zu ergründen vermochte.

Ich konstatiere nur, dass die unsichtbaren Kanäle plötzlich innert vierundzwanzig Stunden prallgeföhlt und in zwei bis drei Wochen halb entleert sind, so, als wollten sie für neue Wassermen- gen Platz schaffen. Hausmittel nützen weniger als nichts, und die ärztliche Weisheit versagt vor der elementaren Gewalt.

Versagte. Buchte zögernd Teil- erfolge. Nun, seit rund einem Monat erweist sich die Arbeit des sieben von mir konsultierten Doktors als Kunsthanderwerk: Ich bin fast trockengelegt! Sichte – zum ersten Mal in einem Dezen- nium – Fusssehnen. Numeriere Zehenknöchelchen. Taste Schienbeine ab und bleibe mit dem Daumen nur noch in Mulden anstatt in Löchern stecken!

Ich renne, rase, tänzle, hüpfen. Ich werde getragen von Wellen der Freude, getrieben von Impulsen des Überschwangs. Ich möchte die Flügel ausbreiten, davonfliegen. Es gelüstet mich, jedem, der an mir vorbeikommt,

die schlanken Fesseln zu zeigen, mein Glück weltweit zu verkünden.

Ich bin ein anderer Mensch. Vor vier Wochen erschaffen. Geformt von einem Medizinmann, der die richtige Pulvermischung erfunden hat. Der mich von Qualen befreite.

Ich muss den Könner loben, preisen. Obwohl ich weiß, dass er keinen Rummel mag. Kaum Dank duldet. Das Kränzchen, das ich ihm winde, würde er, stammte es aus dem Blumenladen, bestimmt nicht annehmen. Der Heiler ist bescheiden, tut verschämt.

Darum kann ich mich jetzt nicht kümmern. Darauf will ich keine Rücksicht nehmen. Ich zer- springe, wenn ich nicht applaudiere, gratuliere.

Ich bin endlich wieder ich. So, wie ich mir Ilse lange gewünscht habe. Die stützenden Strumpfhosen trage ich noch immer. Die kaschierenden Hosenanzüge auch. Auf Rückschläge – das heißt: auf wiederkehrende Fluten – bin ich gefasst. Aber ich genieße den Augenblick. Lebe von Stunde zu Stunde. Prüfe und staune, frohlocke, juble.

Ich entwickle die Kraft positiven Denkens ...

und zurück. Das Waschen der Hilflosen, das Verbinden der wundgelegenen Stellen, das Elend überall habe sie niedergedrückt. Wozu? Weshalb? Wo liegt der Sinn? habe sie schluchzend ausgerufen.

Ihre Zimmernachbarin im an- dern Bett habe ihr tröstend zugesprochen. Die Volksschullehrerin habe ihr gesagt, sie komme jedes Jahr für 14 Tage in die Klinik. Früher habe sie während ihrer Sommerferien am Strand von Mallorca gelegen und sei immer nervös, ja unbefriedigt zurückgekehrt. Seit sie diese Art Ferien entdeckt habe, ziehe sie zufrieden, beglückt in ihre vier Wände ein. «Warten Sie die ersten drei Tage ab, dann sind Sie eingearbeitet!» habe ihr die Lehrerin geraten.

So sei es auch gewesen: Vom dritten Tag an habe sich Leonore darüber gefreut, zu sehen, wie Frau B. jeden ihrer gereichten Bissen geschluckt habe, und die halbstündige Arbeit sei ihr als persönlicher Erfolg erschienen.



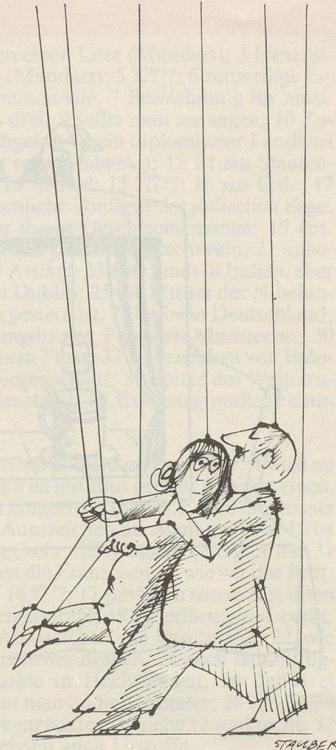
Ferien

Meine Freundin Leonore hatte sich kurzerhand entschlossen, ihre zweiwöchigen Ferien als freiwillige Spitalhelferin in einer Klinik zu verbringen. Sie wurde der Abteilung «multiple Sklerose» zugewiesen.

Leonore erzählte: Tagwacht um 10 vor 6 Uhr. Feierabend um 22 Uhr. Am ersten Abend habe sie sich nach der Arbeit weinend ins Bett fallen lassen, erledigt durch die körperlichen und seelischen Belastungen. Man mache sich kein Bild vom Elend dieser Patienten, die zum Teil schon zehn, zwanzig oder mehr Jahre lang gelähmt und total auf fremde Hilfe angewiesen sind. Was sie an diesem einen, ersten Tag erlebt habe, sei buchstäblich über ihre Kraft gegangen. Die gelähmten, im Geist völlig gesunden Patienten müssten es über sich ergehen lassen, dass ihnen jeder Bissen eingelöffelt werde. Einige von ihnen habe man aus dem Bett in den Rollstuhl heben müssen –

Der dankbare Blick der Patientin sei ihr Lohn genug gewesen. Wie das übrige Pflegepersonal sei Leonore nach getaner Arbeit abends im See schwimmen gegangen. Bei jedem Zug habe sie aus ganzem Herzen für ihre gesunden Glieder danken müssen. Ein nie gekanntes Glücksgefühl sei durch ihren Körper geströmt, und sie habe ihn (der nicht mehr der jüngste sei) mit Freuden und Wohlgefallen betrachtet, ihn als grosses Geschenk empfunden.

In nächster Zeit werde wohl keine Klage mehr über ihre Lippen dringen, weder wegen Krankheit noch Ungeschick, denen sie selbst beizukommen vermöge. Solange man sich helfen, jeden Ort selbständig aufzusuchen könne, sei das ein unermessliches Glück! Sie habe sich für nächstes Jahr gleich wieder angemeldet, denn, schloss sie ihren Bericht, sie habe den «Stein der Weisen» gefunden – an einem Ort, wo sie ihn am wenigsten gesucht hätte: auf dem steilen Weg vom See zur Klinik – Rollstuhl stossend – im Schweiße ihres Angesichts. Suzanne Geiger



Mehr Dampf!

Zum erstenmal stösse ich auf das Wort «Photovoltaik». Was sich dahinter verbirgt, ist so gewaltig, dass es mir beim Lesen den Atem verschlägt. Der Ausdruck steht für eine neue Technik, durch deren Anwendung die Stromerzeugung von der Mechanik zur Elektronik übergeht: Nicht Sonnenwärme wird genutzt, sondern das Sonnenlicht schlechthin – auch das diffuse – wird ohne irgendwelche Zwischenstufen direkt in elektrischen Strom umgewandelt. Selbst in arktischen Gebieten soll das System tadellos funktioniert haben. Die Japaner, seit Jahrzehnten das Volk der perfekten Kopisten, waren die Erfinder.

An einer von 500 Wissenschaftlern besuchten Photovoltaik-Konferenz in Stresa belächelten die anwesenden Gelehrten ihren kleinen Kollegen, Dr. Yukinori Kuwano, allerdings nur so lange, bis sie sich seinen Vortrag angehört hatten. Dann war ihnen das Lachen vergangen. Namentlich den Europäern, die das ungute Gefühl nicht los wurden, wieder eine wichtige Sache verschlafen zu haben und bezüglich des Geschäfts ins Hintertreffen zu geraten. Noch sind sie am Forschen und Erfahrungen sammeln, während Japan und Amerika (dessen verflossener Präsident Carter Dollar-Millionen in die neue Technik gepumpt hat) die Photovoltaik bereits mit erheblichem Gewinn vermarkten. Allerdings ist Geschäft das eine, die

weltweit dringend benötigte sanfte Energie das andere. Dieses andere liegt uns schwer auf dem Magen.

Energie aus Licht! Die Perspektiven, die sich da eröffnen, sind überwältigend. Kernkraft, so steht fettgedruckt zu lesen, ist die Energie von gestern. Keine radioaktiven Abfälle mehr! Enorme Leistungen in Megawatt! Massenherstellung der benötigten technischen Hilfsmittel zu Billigstpreisen. Automatische Produktion von ganzen Kraftwerken in Grossserie.

Mir ist schwindlig. Nach einem tiefen Atemzug befasse ich mich mit möglichen Konsequenzen: Doch kein Gerangel um die letzten Ölreserven! Schluss mit den Golfkriegen! Kein Druck aus dem Osten wegen Erdgaslieferungen. Die für den Weg vom Atlantik zur Antarktis strategisch wichtige Lage Südgeorgiens und der Falklands kein Anlass für einen nächsten Waffengang (wie bereits prophezeit), obschon die Antarktis Öl und Erdgas in rauhen Mengen birgt. Auch Uran. – Wir pfeifen auf Uran! Wir haben Sonnenlicht. Täglich. Wenn nicht gerade Sonnenfinsternis herrscht. Die kommt ja selten vor!

Also: Vorwärts, ihr zuständigen Wissenschaftler aus aller Welt! Wenn ihr fertigbringt, was in Stresa versprochen wurde, dann verzeihen wir euch sogar einen Teil eurer trüben Vergangenheitsmenschenschaften. – Aber bitte: Setzt Dampf auf! Gritli

Scherereien

Nein, heute habe ich wirklich keine Zeit, der Ilse vom Nebelspalter zu schreiben. Heute habe ich Ärger und Umtriebe zur Genüge. Sie lähmen meine blühende Phantasie und untergraben meinen unverwüstlichen Humor.

Schuld daran ist das Bankfräulein, oder besser gesagt: Die Bankvorschriften sind es. Die Bank hat aus, wie es hiess, unumgänglichen, für uns aber unerklärlichen Gründen unser Gut haben von 200 Franken auf einem zu diesem Zweck von der Bank eigenmächtig auf den Namen meines Herrn Gemahls eröffneten, zusätzlichen Sparheft gutgeschrieben. (Uff ... das ist ein Satz in waschechtem Amtsdeutsch. An dem gibt es nichts zu rütteln, liebe Ilse!)

Weitere Erklärungen zum Thema Sparheft würden zu weit führen. (Bei amtlichen Verlautbarungen kommt man schliesslich auch nicht immer gleich draus!)

Wir wollten das Sparheft aufheben. Zu diesem Zweck ging ich zur Bank. Aber nein, ein Sparheft kann nur vom Herrn Gemahl persönlich aufgehoben werden, die Ehefrau ist dazu nicht berechtigt, auch wenn er es überhaupt nie eröffnen wollte. Der Herr Gemahl muss eine Bescheinigung schreiben oder vorbeikommen. Da der Herr Gemahl tagsüber in der Stadt arbeitet, wird er nicht vorbeikommen, und da ich schon vor Jahren zu seiner Korrespondenzaktuarin aufgestiegen bin, werde ich die Bescheinigung schreiben, und er wird seinen Haken darunter machen. Daraufhin werde ich die Ehre haben, die Bescheinigung zur Bank zu bringen!

Als ich vor dem Bankschalter muff wurde (sprich: meinem Unmut Ausdruck gab) ob solcher Paragraphenreiterei, anerbte sich das Bankfräulein, die Bescheinigung zu schreiben und sie mir mitzugeben. Es dauerte eine Ewigkeit! Sie schrieb mit Zweifingersystem. Auch Bankfräulein scheinen nicht vollkommen zu sein. Das hat meinem ramponierten Selbstwertgefühl zwar ein wenig geholfen, aber die Scherereien verunmöglichen es mir, heute dem Nebi einen erbaulichen, fundierten Artikel zu schicken.

Dina

Gemeinsam schreiben!

Ab und zu lese ich Bücher von Frauen über Frauen. Ich finde es gut und wichtig, dass es solche Bücher gibt, dass Frauen über sich und ihre Situation nachdenken, darüber schreiben, sich mit-

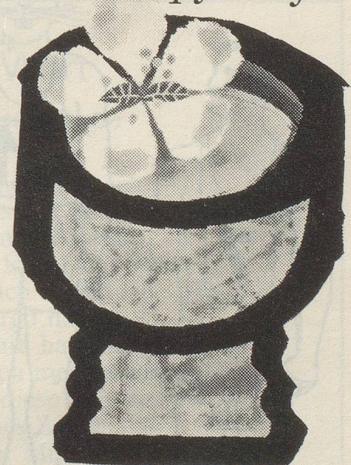
teilen. Im Laufe der Zeit aber ist in mir ein leises Unbehagen beim Lesen von «Frauenliteratur» gewachsen: Ich frage mich, ob es wohl ähnliche Bücher über die Situation der Männer gibt. Ob sich ihre Unzufriedenheit mit Situationen, in denen sie überfordert sind, auch literarisch ausdrücken lässt. Oder fällt es ihnen schwer, ihre Gefühle mitzuteilen, ja, überhaupt einzustehen? Vielleicht bin ich ganz einfach noch nicht auf die richtigen Bücher gestossen ...

Kürzlich habe ich Maxi Wanders «Guten Morgen, du Schöne» (Frauenporträts aus der DDR) gelesen. Verschiedene Aspekte haben mich bewegt, beschäftigt, andere waren mir völlig fremd. Diese Frauengeschichten, Tages-, Arbeits- und Lebensläufe haben mich zur Frage veranlasst, ob es ähnliche Porträts auch von Männern gibt.

Eigentlich warte ich darauf, dass Frauen und Männer gemeinsam Bücher schreiben, dass Lebenssituationen aus beiden Blickwinkeln geschildert werden. Nur das gegenseitige Teilhaben lässt an Gedanken, Gefühlen, Ängsten und Freuden bringt die oft sehr verschiedenen Welten einander näher, ermöglicht es, Verständnis und Empathie zu entwickeln.

Lisbeth Vontobel

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb
bsunders guet